Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 52 (1996)
Heft: 2

Artikel: Hochsprache und Mundart
Autor: Wyser, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421704

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hochsprache und Mundart

Von Dr. Alfred Wyser

«Die Unterschiede zwischen den schweizerdeutschen Mundarten und der Hochsprache sind vor allem in der Lautung derart groß, daß immer wieder behauptet wird, die Hochsprache sei für die Deutschschweizer eine Fremdsprache, die sie in der Schule erst mühsam erlernen müßten, während die Deutschen sie von Anfang an beherrschten. Diese Meinung ist jedoch falsch. Auch in Deutschland müssen sich die Kinder in der Schule im Gebrauch der Hochsprache üben, selbst dort, wo die Umgangssprache nur einen kleinen Abstand zur Hochsprache hat; und die enge Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachformen berechtigt trotz lautlichen Unterschieden, die die Verständigung durchaus in Frage stellen, nicht, das Schweizerdeutsche als selbständige Sprache zu bezeichnen.»

Das Zitat freut gewiß alle, die im deutschschweizerischen Erziehungswesen gegen die Ausrede vieler Lehrkräfte von der «Fremdsprache Hochdeutsch» antreten müssen, um den rechtzeitigen, ausreichenden Unterricht in der Hochsprache durchzusetzen. Das Urteil über das Verhältnis unserer beiden Sprachformen zueinander bleibt auch dann richtig, wenn wir gern behaupten, ein Deutscher könne unsere Mundart weder verstehen noch auch nur aussprechen. Das Wort markiert nichts weiter als eine besonders exklusive Spezialität im schweizerdeutschen Lautsystem.

So argumentiert auch der Verfasser der Broschüre «Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz»*, die hier etwas eingehender gewürdigt werden soll. Der Autor ist lic. phil., studierte Germanistik, Geschichte und schwedische Literatur in Zürich und Uppsala und lehrt seit 1976 an verschiedenen Zürcher Mittelschulen. Sein Name ist Alfred Wyler – und der minimale Unterschied zwischen seinem Namen und demjenigen des Rezensenten darf durchaus als angenehm zufälliges Zeichen für die Übereinstimmung ihrer beiden Meinungen zum hier erörterten Gegenstand gelten. Wyler hatte die kleine Untersuchung im Auftrag der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia angestellt mit dem Ziel, vor allem Ausländern in knapper und deshalb nicht wissenschaftlicher Form von der wirklichen Besonderheit der deutschen Schweiz zu berichten, von unserer «Diglossie», dem Nebeneinander zweier Sprachformen innerhalb derselben Sprache Deutsch eben.

* ALFRED WYLER: *Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz.* Verlag Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, Zürich 1990, 4. Auflage. 45 Seiten. Kartoniert. gewicht: 100 g. Format: 13,5 × 21 cm. Preis: 17,– Fr. (vergriffen, Neuauflage in Vorbereitung)

Der Autor löst die keineswegs leichte Aufgabe in so allgemeinverständlicher und trotz der Knappheit alle wesentlichen Seiten des Problems beleuchtender Art und Weise, daß das Ergebnis nicht nur lebendige, ja stellenweise recht blutvolle Information für Fremde, sondern auch durchaus nützlichen Zusatzunterricht für jene Einheimischen bedeutet, deren Arbeitsinstrument vornehmlich die Sprache ist, nicht zuletzt also für Schulleute und Politiker.

Zuerst wird die sprachliche Situation in der deutschen Schweiz aufgrund der Diglossie, vorab den Deutschen, als Sonderfall besonders deswegen erhellt, weil bei uns, mit Ausnahme während einiger Jahrzehnte vor und nach der letzten Jahrhundertwende, die Hochsprache trotz ihrer Bezeichnung nie die höherstehende, also die Sprache einer Oberschicht, die Mundart aber nur die Ausdrucksform der weniger Geschulten war. Für uns ist selbstverständlich, für einen Deutschen oder Engländer aber keineswegs, daß der Professor wie der ungelernte Arbeiter, der Bauer wie der Pfarrer Mundart reden – und die «Gstudierten» heute nicht selten eine weniger von Kommerz- und Amtsdeutsch verschmutzte Sprache sprechen als die andern. Die gleiche Sprachform gelte uns, so der Autor, «als Ausdruck einer demokratischen Tradition».

Damit hängt zusammen, daß wir eifersüchtig auf den Schutz der Mundart gegen ihre allfällige Schwächung durch die Sprache des «großen Kantons» bedacht sind. Erstaunliche Konstanz: nach dem Schwabenkrieg von 1499, der faktischen Trennung der Schweiz vom Deutschen Reich also, und der eine Generation später einsetzenden machtvollen Einschmelzung der deutschen Umgangssprachen in die Luthersche Hochsprache wehrten sich die Eidgenossen entscheidend dagegen, das neue Einheitsidiom zu übernehmen.

Die Mundartwelle von heute ist also in ihrem Kern nicht neu. Der Autor belegt es mehrfach. Aber sie nährt sich kaum mehr aus dem starken Quell einer als notwendig erkannten geistigen Landesverteidigung. Der Gründe sind andere: «So wie der Deutsche will der Schweizer jedenfalls nicht sprechen – er kann es allerdings auch nicht, und das hat Folgen für sein Verhältnis zur Hochsprache ... Sie (die Deutschschweizer) kommen sich sprachlich schwerfällig vor und vermissen in ihren eigenen Voten die rhetorische Brillanz, um die sie die Deutschen beneiden.»

Keine Frage, der Geltungsbereich der Mundart hat sich in den letzten zwanzig Jahren wiederum mächtig ausgeweitet: bis in die kantonalen Parlamente, in denen dann – der Autor zitiert ein Prachtbeispiel von Ratsdeutsch – der Sprecher seiner schriftsprachlichen Vorlage in Formenbildung und Satzstruktur getreulich folgt: «Er lautet sein Manu-

skript lediglich schweizerdeutsch um.» (Aus eben dieser Sorge um die Mundart hat sich der Rezensent seinerzeit auch gegen deren Einführung im solothurnischen Kantonsrat gesträubt, umsonst, aber mit gutem Grund, wie es jede Sitzung bis zum heutigen Tag bestätigt.) Einleuchtend werden die Argumente für den vermehrten Gebrauch der Mundart am Radio dargelegt. Es mußte sich in Konkurrenz zum Fernsehen «zum ständigen Begleiter im Alltag» entwickeln, im Haushalt, am Arbeitsplatz, im Auto unterwegs, und damit geriet es «zwangsläufig in einen Bereich der Nähe, der unbestritten der Mundart gehört». Wyler verzichetet auf eine Kritik an der Unsitte, die an beiden elektronischen Medien eingerissen hat, auch mit Deutschen und gar Fremdsprachigen, die, wenn vielleicht auch nur angeblich oder vermeintlich, schweizerdeutsch verstehen, Mundart zu reden. Aber er verhehlt nicht, daß der Gegenstand, über den geredet wird, auch die Wahl der Sprachform bestimmen sollte, und es Gegenstände gibt, die der Hochsprache bedürfen, sei es nur schon, um der Vermischung der beiden Formen im gleichen Satz zu entgehen.

Der Vormarsch der Mundart ist aber auch in Kirche, Militär, wo sie außer in bestimmten Befehlsformen absolut dominiert, und in der Justiz unverkennbar. Aber das kann nicht anders sein, wenn die Entwicklung in der Schule betrachtet wird, wo sich «die Bewegung zur Mundart hin am deutlichsten spüren läßt, weil sie sich oft in Konflikten äußert». Den Hauptgrund dafür spricht Wyler deutlicher aus, als das bisher je zu lesen war: «Die landläufige Erklärung konservativer Pädagogen, die heutigen Schüler seien zu bequem zum Gebrauch der Hochsprache, trifft wahrscheinlich nicht den Kern des Problems. Der neue Sozialisationstyp der Schüler verweigert den Gebrauch der Hochsprache, weil er in ihr das Herrschaftsinstrument des Lehrers erkennt oder wenigstens fühlt. Damit bekommt die Mundart im Schulzusammenhang etwas Rebellisches und wird zum Mittel der auch entwicklungspsychologisch bedingten Auseinandersetzung mit den institutionellen Zwängen, die den Jugendlichen zum erstenmal offen in der Schule entgegentreten. Die Mundartwelle an den Schulen ruft in Kreisen der Linguisten und Sprachpolitiker größte Bedenken hervor. Wenn sich diese Entwicklung ausbreitet – und das wird sie mit Sicherheit tun, wenn die Absolventen solcher Mittelschulen selbst in den Schuldienst treten –, besteht die Gefahr einer Abkapselung der deutschen Schweiz vom deutschen Kulturraum. Und wo, so fragt man sich, bleibt die Rücksicht auf die nichtdeutschsprachigen Schweizer?»

Nun, «die Absolventen solcher Mittelschulen» sind bereits im Schuldienst, und die Folgen entsprechen durchaus Wylers Prognose! Wenn dereinst die Deutschlehrer, die um und nach 1968 die «Herrschaft» an den Gymnasien und vor allem an den Seminaren übernahmen und mit dem verheerend falschen Argument der Rücksichtnahme auf ihre «Unter-

schichtszöglinge» in Mundart zu unterrichten begannen – wenn sie einmal alle pensioniert sind, mag Hoffnung auf Besserung aufkommen... Und dies müßte unserer Mundart keineswegs zum Schaden, es könnte ihr vielmehr zum Nutzen gereichen. Statt aus lauter Protestgeist und viel Bequemlichkeit dauernd die Mundart zu mißhandeln, wären ihr einzelne Lektionen gezielter Pflege zu gönnen. Alfred Wyler verlockt dazu in einem äußerst anregenden Kapitel über ihre Vielfalt und in einer überzeugend wertenden Übersicht über «Schweizerdeutsche Literatur». Wyler ermahnt uns damit zu sorgsamem Umgang mit jeder der beiden Sprachformen unserer Muttersprache Deutsch und zu ihrem richtigen Gebrauch am rechten Ort.

Neujungdenglish

Ist das «Schweizerdeutsch» der jungen Generation überhaupt noch Schweizerdeutsch?

Von Dr. Felicity Rash

Die Jugend hat sich schon seit dem sechzehnten Jahrhundert von der Sprachgemeinschaft der Erwachsenen mehr oder weniger absondern wollen. Man fragt sich schon lange, warum Jugendliche die Sprache der Erwachsenen ablehnen, und studiert die Eigenschaften der sogenannten «Jugendsprachen» aus verschiedenen Zeitaltern. Nach Helmut Henne gibt es keine einheitliche Jugendsprache, weil die Jugend keine homogene Gruppe darstellt. Die «Jugendsprache» besteht aus verschiedenen «Gruppenstilen» oder «Teilsprachen»: jede dieser Gruppen besitzt ihren eigenen Jargon, der für Lehrer, Eltern und sonstige Nichteingeweihte schwer verständlich sein kann. Zu solchen Jargons oder Subsprachen gehören z. B. die Computersprache, die Sportsprache oder das «Diskodeutsch». Diese «spielerischen Sekundärgefüge» wandeln die Sprache der Erwachsenen schöpferisch ab (Henne, S. 208). Die jugendlichen Sondersprachen sind aber nicht bloß als selbstgemachte Sprachschranken anzusehen, die sogar andere Jugendliche abwehren können, sondern schaffen eine gewisse Gruppenidentität unter gleichaltrigen jungen Menschen. Dies führt dazu, daß die verschiedenen Gruppensprachen gemeinsame Züge teilen, die dem außenstehenden «älteren» Menschen klar auffallen: in diesem Sinne sollte man vielleicht doch von *einer* «Jugendsprache» sprechen dürfen.

«Jugend» ist eine soziopsychologische Erscheinung (Henne, S. 202). Man ist weder Kind noch Erwachsener und sucht noch seine Identität. Man